

Rainer M. Schießler  
Stephan Maria Alof

# Seid ihr noch zu retten?!

Einfach mal machen  
und so Kirche verändern

Wir widmen dieses Buch den Mitgliedern und engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Münchner Pfarrei St. Maximilian, die uns selbst seit gut drei Jahrzehnten Heimat ist. Danke an alle, die uns dabei unterstützen, das zu tun, was uns am Herzen liegt – und ebenfalls danke an alle, die einfach da sind und mitmachen.

Gemeinsam teilen wir die Erfahrung: Es geht meist viel mehr, als man denkt! Und wir dürfen uns trauen, unsere Träume zu leben. Jesus sagt seinen Jüngerinnen und Jüngern

*Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, dann werdet ihr zu diesem Berg sagen: Rück von hier nach dort! und er wird wegrücken. Nichts wird euch unmöglich sein.*

*(Mt 17,20–21)*

## INHALTSVERZEICHNIS

Echt jetzt? .....	7	Was uns anvertraut ist .....	167
Andere Sichtweisen.....	15	Gegen den Sog der Gleichgültigkeit .....	172
Neues ausprobieren .....	25	Die Liebe findet dich .....	175
Einander verbunden.....	36	Wohin sollen wir gehen? .....	183
Alles hat seine Zeit .....	39	Das schaffen sie nicht.....	184
Um den guten Ruf besorgt.....	48	Licht und Schatten .....	191
Für andere.....	63	Schau!.....	200
»Gut katholisch« .....	66	Fülle und Weite.....	210
Anders sein.....	77	Danke für die Schönheit.....	221
Volle Kanne .....	85	Momentaufnahme.....	222
Sauber! .....	92	»Grundversorgung«.....	225
Gesund?!.....	102	Wider die Einsamkeit .....	232
Liebe .....	113	Den Tagen mehr Leben geben .....	242
Geprägte Zeiten .....	116	Hier und Jetzt .....	243
Pssst ... ..	124	Nachspiel .....	251
Offene Türen .....	134	Quellennachweis.....	253
Die drei S.....	146		
Beherzt zupacken.....	152		
Alle in einem Boot .....	157		



## ECHT JETZT?

»Seid ihr noch zu retten?!« Diese Frage stellt sich momentan vielen Menschen, wenn sie an die katholische Kirche denken. Und ja – es ist wirklich kaum zu fassen, was sich unter deren Dach in der Vergangenheit alles ereignet hat und wie manche Verantwortliche bis heute agieren. Längst ist belegt, welche Ausmaße das Thema »Sexueller Missbrauch« weltweit und in Deutschland hat. Aber immer noch kommt Neues zutage.

Ein weiteres Gutachten, das am 20. Januar 2022 in München vorgestellt wurde, hat uns alle erschüttert. Einmal mehr wurde deutlich, dass man jahrzehntelang vor allem dafür gesorgt hat, die Kirche als Organisation zu schützen, statt sich um die Opfer von sexueller, physischer und psychischer Gewalt zu kümmern. Immer wieder hat man Täter von Ort zu Ort versetzt und Beweismaterial vernichtet, statt sie vor Gericht zu stellen. In Köln wurde eine Akte mit entsprechendem Inhalt mit dem Titel »Brüder im Nebel« beschriftet. Unfassbar, die schrecklichen Taten auf diese Weise zu verschleiern und zu verharmlosen!

Spätestens seit der Veröffentlichung des Films »Das Schweigen der Hirten« im Jahr 2018 hätte es ein Umsteuern und deutliche Signale aus dem Vatikan und den regionalen Kirchenleitungen gebraucht. Aber es wurde weiterhin abwartend und viel zu zögerlich reagiert. Dabei wäre es längst an der Zeit gewesen, alles aufzudecken, die eigene Schuld zu bekennen, Opfer um Vergebung zu bitten und für das erlittene Leid wenigstens finanziell großzügig zu entschädigen.

Ja, es hat solche Entschuldigungsversuche gegeben. Aber Aussagen wie: »Ich bin betroffen von den Taten der anderen« oder »Das hätte nie passieren dürfen, das System hat versagt« – sie helfen nicht weiter, sie reichen nicht! Das neue Gutachten ist ein weiterer Ruf zur Umkehr!

Es ist fünf nach zwölf. Viele enttäuschte und auch zu Recht ob der Geschehnisse wütende Menschen verlassen die katholische Kirche. Die Austrittszahlen steigen von Jahr zu Jahr und die Kirche steht irgendwann mit dem Rücken zur Wand – auf der in großen Lettern das Wort »Bedeutungslosigkeit« steht.

Der Missbrauchsskandal wird jedenfalls nicht aus dem Gedächtnis der Menschheit verschwinden. Und noch in Jahrzehnten werden die Folgen zu spüren sein. Denn wie schlimm ist es, wenn diejenigen, die eigentlich für die Botschaft der Liebe eintreten sollen, derartige Taten begehen, decken oder vertuschen – nur um eine fromme Organisation zu schützen oder ihre eigene Macht zu erhalten? So denken viele!

Kirche lebt mehr als jede andere Einrichtung vom Vertrauen der Menschen. Wir müssen darum ringen, dieses Vertrauen zurückzugewinnen. Wie kann das gehen?

Zunächst haben die Menschen ein Recht darauf, zu erfahren, wer da alles mitgemacht hat. Denn bei aller berechtigten Kritik an der Organisation und Hierarchie hat nicht »die Kirche« an sich versagt, es waren immer einzelne Menschen vor Ort, die Schuld auf sich geladen haben. Die Beteiligten müssen nun die Konsequenzen tragen.

Es geht bei der Aufklärung nicht nur darum, welcher Missbrauchstäter wann und wo etwas getan hat, sondern auch um die Frage, wer alles dabei war, wenn vertuscht, verdeckt, versteckt oder verharmlost wurde. Wer dazu beigetragen hat, dass sich derartige, ungeheuerliche Vorfälle weltweit vieltausend-

fach wiederholen konnten – und das jahrzehntelang! Wer eine Mitschuld daran trägt, dass Missbrauchstäter nach einem ersten Vorfall nicht gestoppt wurden, sondern weitere Taten begehen konnten. Warum Täter oftmals nur versetzt wurden, um später an neuer Stelle ungebremst weiterzumachen. Diese Fragen müssen wir klären! Und wir sollten auch denen nachgehen, die scheinheilig behaupten, sie wüssten von nichts, obwohl sie bei den Gesprächen und Entscheidungen nachweislich mit am Tisch saßen. Da hängen ganz viele mit drin!

Es ist wie bei einem Banküberfall. Am Ende werden eben nicht nur diejenigen verurteilt, die den Mann am Schalter mit der Waffe bedroht und geraubt haben, sondern auch alle anderen Tatbeteiligten. Die Typen, die während der Tat Schmiere gestanden haben, derjenige, der das Fluchtauto besorgt hat, und auch diejenige, die ein gutes Versteck für die Bande vorbereitet hat.

Ein echter Neubeginn gelingt vermutlich nur mit anderem Personal. Denn wenn das Vertrauen erst einmal komplett weg ist, hilft es nicht, zu betonen, dass man gebraucht wird, um die Kirche zu leiten und in die Zukunft zu führen.

Und es gibt an dieser Stelle keine Unterschiede: Egal ob Papst, Kardinal, Bischof, Monsignore, Prälat, Priester, Personalreferent oder Ordensfrau – alle, ausnahmslos alle müssen Position beziehen und sich erklären, wenn sie in irgendeiner Form an dem Geschehen beteiligt waren. Ein Schuldeingeständnis kann dabei helfen, dass die Opfer von Gewalt – all die Menschen, die so viel Leid erlebt haben – endlich zur Ruhe kommen können.

\*

»Seid ihr noch zu retten?!«, das dachten wir auch, als vor etwa einem Jahr ein Sendschreiben aus Rom zum Thema »Segnung gleichgeschlechtlicher Paare« veröffentlicht wurde.

In einer Situation, in der ohnehin schon jede Menge Stimmen laut werden, dass die Kirche mit Blick auf die Sexualmoral anders agieren sollte als bisher, schreibt der Papst einen »Hirtenbrief«, der in den Augen vieler alles andere als fürsorglich daherkommt. Seine Botschaft ist eindeutig: »Gleichgeschlechtliche Paare bekommen keinen Segen«, Punkt. Aus.

»Echt jetzt?! Das ist nicht euer Ernst!« – könnte man meinen. Aber es ist ernst!

Hunderttausende von Menschen haben genug von derartigen Ansagen, schwer verdaulichen Sendschreiben und vor allem vom gefühlten Stillstand in der Kirche. Dem Festhalten am Gestrigen und dem Gefühl, endlos auf etwas zu warten, was längst überfällig ist: einen wirklichen Neuanfang, der die Kirche wieder zu einem Ort macht, an dem sich alle, die möchten, willkommen und zu Hause fühlen können.

Klar gibt es auch einige Konservative, die es gut finden, wenn der Vatikan unmissverständlich klarstellt, dass homosexuelle Beziehungen nicht gesegnet werden dürfen. Manchen ist es auch egal. Aber viele, darunter auch wir, finden es befremdlich, so etwas im Jahr 2021 anzuordnen. Und für die Menschen, die in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben, ihre Familien und Freunde ist es ein Schlag ins Gesicht, wenn man gesagt bekommt: Ihr gehört nicht zu denen, die in der Kirche willkommen sind. Mehr noch: Ihr bekommt keinen Segen Gottes, weil eure sexuelle Orientierung schlichtweg falsch ist (um das Wort »Sünde«, das wir an dieser Stelle als völlig absurd empfinden, nicht zu gebrauchen).

Am 25. Januar 2022 lief in der ARD der Film »Wie Gott uns schuf« des Journalisten Hajo Seppelt. Gleichzeitig outeten sich



ein hundredfünfundzwanzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche, von der Kantorin bis zum Priester, dass sie homosexuell oder queer unterwegs sind. Es ist bewegend zu sehen und zu hören, wie die Menschen, die hier an die Öffentlichkeit treten, darunter leiden, wie die Kirche mit ihnen umgeht. Dass sie die Liebe ihres Lebens verleugnen müssen, um ihre Arbeitsstelle nicht zu verlieren. Die Betroffenen berichten von Zurückweisung, Einschüchterung, Denunziationen, Disziplinarmaßnahmen und Selbstmordversuchen.

\*

Man könnte angesichts all der Schlagzeilen und der aktuellen Debatte meinen, es gehe mit der Kirche nur noch bergab ... Aber glücklicherweise gibt es auch kleinere und größere Lichtblicke. Mancherorts scheint man aus dem Dornröschenschlaf aufgewacht zu sein, bezieht Position, leitet Veränderungen ein und versucht dabei die sogenannten »Laien« einzubeziehen, weil es um die Zukunft der Kirche geht. In den letzten Monaten ist einiges in Bewegung gekommen.

»Seid ihr noch zu retten?!« Das wäre zu hoffen ... Aber wir selbst müssen die Kirche gar nicht retten. Viel wichtiger ist die befreiende Botschaft des Glaubens. Diese gilt es zu bewahren. Denn es wäre mehr als schade, wenn sie in all den Auseinandersetzungen unterginge.

Abzuwarten, bis »die da oben« sich ändern und es offizielle Handlungsanweisungen gibt, wie wir als katholische Kirche aus der Misere kommen, ist nicht unser Ding. An diesem Punkt sind wir uns einig. Unsere Zeit ist hier und jetzt. Und wir machen einfach treu unsere Arbeit vor Ort, an der Basis, so gut es geht.

In einem kreativen Miteinander entstehen seit mehr als zwei-einhalb Jahrzehnten in der Pfarrei St. Maximilian in München immer wieder schöne Projekte. Unsere unterschiedlichen Bega-bungen ergänzen sich dabei gut und wir haben gemeinsam mit vielen engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern jede Menge lostreten können. Davon erzählt dieses Buch. Menschen für den christlichen Glauben zu begeistern, die Botschaft von Jesus von Nazareth weiterzugeben – das ist uns ein Anliegen.

Immer wieder geht es um die Frage: Wie kann es gelingen, Kirche und Glaube zeitgemäß zu präsentieren, sodass die Bot-schaft ankommt? Zunehmend erleben wir, dass es schwieriger wird und uns in der Gemeindegarbeit ein rauer Wind entgegen-weht. Es melden sich weniger Mädchen und Jungen zur Kom-munion an, es kommen weniger Firmlinge zu den Kursen und junge Familien nutzen das Angebot der Gemeinde seltener. Da-bei geht es uns hier in Sankt Max noch vergleichsweise gut. Die Gottesdienste haben Zulauf, die Menschen beteiligen sich an vielen Aktionen der Pfarrei.

Aber die Fehler, die weltweit und in Deutschland in der ka-tholischen Kirche immer wieder begangen werden, schlagen natürlich durch bis in die Gemeinden vor Ort. All das Machtge-habe und das unselige Agieren einzelner Bischöfe, das Blockie-ren und Verweigern, das Taktieren und Abwarten – es führt tiefer in die Krise. Wenn es mit Blick auf mögliche Neuerungen heißt: »Keine Experimente« oder »Das war doch schon immer so«.

Natürlich ist es bequemer, sich auf nichts Neues einzulassen. Aber es ist an der Zeit, zu handeln und das eine oder andere an Reformen endlich auf den Weg zu bringen. Denn die Kirche erodiert an vielen Ecken schneller, als man schauen kann. Und ab einem bestimmten Punkt ist manches kaum noch aufzuhal-ten. Es entgleitet den Verantwortlichen.

Eines müssen wir bei aller Kritik, die wir äußern, an dieser Stelle unbedingt klarstellen: Wir haben die Weisheit keinesfalls mit Löffeln gefressen und wissen nicht alles besser. Oftmals sind auch wir ratlos. Und vieles von dem, was wir versuchen, misslingt auch, weil wir es falsch anpacken. Aber wir versuchen immer wieder neue Wege zu finden, wie Glaube schmackhaft und ansprechend daherkommen kann – im wahrsten Sinne des Wortes.

Was wir tun, schmeckt natürlich nicht jedem ...

»Seid ihr noch zu retten?!« – diese Frage bekommen wir öfters zu hören. Ist das euer Ernst, diese oder jene Aktion zu veranstalten? Beispielsweise einen Faschingsgottesdienst mit Marschmusik und Blaskapelle zu gestalten, eine Regenbogenfahne vom Kirchturm wehen zu lassen oder eine Fronleichnamsprozession durchzuführen, die an der Schwulenkneipe haltmacht. Das gehört sich doch nicht – oder?

»Ihr traut euch ja was ...«, meinen deshalb die einen. Andere sehen uns für das, was wir so veranstalten, irgendwann ganz bestimmt in der Hölle schmoren.

»Seid ihr noch zu retten?!« kann man dann wieder fragen. Wir sagen: »Ja, ganz klar, natürlich!«

Denn Jesus rettet gerade die schrägen Gestalten, die Ausgegrenzten und die vermeintlich verlorenen Schafe. Er hat sogar diejenigen besucht und umarmt, die ansteckende Krankheiten hatten. Jesus kannte keine Berührungängste. Und er hat auch nicht immer das gemacht, was die geistlichen Anführer seiner Zeit von ihm verlangt haben. Der Gottessohn war überhaupt total ungewöhnlich unterwegs. Sein Leben und Sterben sind bis heute ohnegleichen. Angefangen bei den Umständen seiner Geburt in einer einfachen Feldscheune über die Auswahl seiner Wegbegleiter und -begleiterinnen und die zahlreichen Wunder, die er vollbracht hat – bis hin zum Tod auf dem Hügel Golgatha und seiner Auferstehung am dritten Tag danach.

Wir sind keine Kirchenreformer und erst recht keine Rebellen. Aber die Botschaft, um die es uns geht, hat Sprengkraft: Es ist die wunderbare Botschaft der Liebe und der Freiheit im Sinne Jesu.

Den christlichen Glauben in seiner ganzen Schönheit und Tiefe auszuloten, andere dafür zu begeistern, das treibt uns an. So ist dieses Buch auch eine Einladung zur inneren Positionsbestimmung in Glaubensfragen.

*Rainer Maria Schießler und Stephan Maria Alof*

## ANDERE SICHTWEISEN

*Rainer M. Schießler* // Kennen Sie den? Ein Ballonfahrer hat sich verfliegen, und jetzt weiß er nicht mehr, wo er ist. Er kennt sich einfach nicht mehr aus. Da sieht er am Boden einen Mann laufen, den fragte er: »Können Sie mir sagen, wo ich bin?«

Der Mann ruft herauf: »In einem Heißluftballon.«

Der Ballonfahrer gibt zurück: »Kann es sein, dass Sie ein Pfarrer sind?«

»Woher wissen Sie das?«

»Erstens, weil Sie eine laute Stimme haben, zweitens, weil Sie mir Dinge sagen, die ich selber weiß. Und drittens, weil ich mit all dem nichts anfangen kann.«

Ich habe diesen Witz einmal an Fasching in der Kirche erzählt. Und die Leute haben herzlich mit mir gelacht. Lachen zu können, und das auch mal über sich selbst, das ist so wichtig. Die Menschen sollen Freude haben, am Leben und am Glauben.

Gerne mag ich auch diesen Witz: Mitten in der heiligen Messe kommt der Teufel in die Kirche. Alle Leute laufen sofort hinaus, der Pfarrer voran, er hat am meisten Angst. Nur ein Mann, Mitte siebzig, der bleibt sitzen. Geht der Teufel hin zu ihm und sagt: »Wieso läufst denn du nicht weg?«

»Warum sollte ich?«

»Ich bin der Teufel.«

»Das macht mir nichts aus, ich bin seit vierzig Jahren mit deiner Schwester verheiratet.«

Witze erzählen, das ist nicht einfach, gerade, wenn man sie auswendig vorträgt. Eine gute Vorbereitung hilft. Anderes entsteht spontan, ergibt sich aus einer bestimmten Situation heraus. Bei einer Viecherlmesse habe ich die Besucher einmal mit Blick auf eine Schildkröte gefragt: »Was haben wir beide gemeinsam? Die Antwort ist simpel: Wir sind beide uralte – und wir schauen beide verdammt gut aus.«

Das fanden die meisten Anwesenden zum Brüllen komisch.

Wissen Sie, dass Sie, wenn Sie lachen, mehr Muskeln bewegen, als wenn Sie ins Fitnessstudio gehen? Nicht weitersagen, sonst machen die Läden alle Pleite.

Warum muss es in der Kirche immer so bieder, so ernst, so streng zugehen? Warum verlassen wir nicht öfters lachend und gut gestimmt den Gottesdienst? Diese Fragen stellen sich viele Menschen. Andere, oftmals sehr fromme sagen: Das mit dem Lachen steht nicht in der Bibel.

Aber die Bibel ist auch kein Handbuch, aus dem man herauslesen kann, wie etwas konkret ablaufen soll. Etwa: Bitte jetzt nicht in der Kirche lachen – weil das nicht sein darf. Denn Jesus hat schließlich auch nicht gelacht!

Doch das wissen wir gar nicht, denn es steht tatsächlich nichts darüber in der Bibel. Aber ich glaube schon, dass auch Jesus Humor hatte, dass er herzlich lachen konnte – denn er war ein Mensch wie Sie und ich. Und das Lachen gehört zum Leben dazu.

Es steht ja auch nicht in der Bibel, dass Jesus sich gekämmt oder die Zähne geputzt hat. Und ich lebe doch heute nicht meinen Glauben, indem ich Jesus kopiere! Die Evangelien sind keine Regiebücher, keine Handlungsanweisung, die wir einfach umsetzen können. Wir müssen oft zwischen den Zeilen lesen. Wenn beispielsweise der Evangelist Johannes seinen Bericht mit der Hochzeit von Kanaan beginnt oder Jesus selbst immer

wieder das Bild der Hochzeit, des Festmahls verwendet – warum tun sie das? Wir wissen doch, wie es bei solchen Festen zugeht, dass da ausgelassen gefeiert, getanzt, gegessen und getrunken wird.

Manch einer könnte jetzt ängstlich nachfragen: Ist das wirklich im Sinne der Kirchenordnung? Ja, warum denn nicht! Denn auch Jesus hat mit den Leuten zusammengesessen und mitgefeiert. Und er wird dabei manche lustige Geschichte erzählt haben, denn er war ganz bei den Menschen. Macht mir bitte aus Jesus keinen Miesepeter!

\*

Das Osterlachen ist eine schöne Tradition, die seit Jahrhunderten in vielen christlichen Gemeinden gepflegt wird. Nach der langen Fastenzeit und der Passionswoche kommt man am Ostersonntag zusammen und feiert die Auferstehung Christi. Dass es dabei fröhlich zugeht, versteht sich für mich von selbst.

Einen neuen, richtig guten Osterwitz zu finden ist oft schwieriger, als eine gute Predigt zu formulieren. Denn in der Predigt hat man fünf bis zehn Minuten Zeit, das Thema zu entfalten. Ein Witz muss direkt auf den Punkt kommen und zünden.

Einen sehr netten Witz hat Stephan Alof vor einiger Zeit mitgebracht. Der geht so: Die Jünger fragen Josef von Arimathäa nach der Kreuzigung, wo sie Jesus beerdigen können. Und Josef von Arimathäa antwortet: Ach, das ist schwierig. Jesus ist hingerichtet worden, wie stehe ich denn da, wenn ich für so jemand ein Grab herrichte? Da sagt einer der Jünger: Jetzt tu nicht so, ist ja bloß für drei Tage.

Dass wir am Ende der Osterliturgie lachen können, ist wichtig. In dieser Situation, in der wir die Auferstehung Jesu feiern, lachen wir über den Tod, weil er keine Macht mehr über uns

hat. Paulus fragt: Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Zu wissen, dass der Tod nicht das Ende bedeutet, das ist schön!

Es gibt sehr viele schöne Witze, die sich mit dem Glauben und der Kirche beschäftigen.

Meistens sind die einfachen die besten. Beispielsweise dieser: Ein Junge besucht mit seinem Bruder an einem Samstagnachmittag die Kirche. Eine Putzfrau macht zu dieser Zeit gerade den Mittelgang sauber.

Als die beiden Buben später heimkommen, fragt sie ihre Mama, wie es in der Kirche war. Sagt der eine Bub: Ach da war nichts Besonderes. Die Kirche war leer, der liebe Gott war nicht da, aber seine Frau hat geputzt.

\*

Wenn wir in der Kirche lachen, heißt das nicht, dass wir den Glauben nicht ernst nehmen. Es ist ein befreites Lachen – denn wir dürfen frei sein und uns über das Leben mit all seinen Facetten freuen. Dazu lädt uns Christus ein. Seine Botschaft ist die der Freiheit!

Jede und jeder soll das Gefühl haben, willkommen zu sein. Und alle sind wichtig. Der kleine Junge, der im Gottesdienst mit dabei ist und am Ende hoffentlich fröhlich nach Hause kommt, die ältere Dame, die die Kirchenmusik so sehr liebt, und auch diejenigen, die eher am Rand des Geschehens stehen. Bei den Menschen zu sein, das ist mir ein großes Anliegen.

Zehn Jahre habe ich deshalb auf der Wiesn im Schottenhalm gekellnert. Zwei Wochen am Stück habe ich zwölf Stunden am Tag Bestellungen aufgenommen, Maßkrüge geschleppt und Hendl serviert. Ein Kontrastprogramm zu meinem Job als Pfarrer. Und doch hatte beides miteinander zu tun. Wenn der



Kirche die Leute davonlaufen, dann laufe ich ihnen auf der Wiesen entgegen, mit Maßkrügen in der Hand.

Ich habe im Supermarkt und in Kneipen oft die besten Ideen gehabt. Meinen Job auf der Wiesen habe ich bekommen, weil ich den Schottenhamel-Wirt gefragt habe: Kann ich mal hier arbeiten? Einfach so. Es war eine spontane Idee.

Was bin ich die ersten Jahre dafür angefeindet worden. Man hat mir gesagt: »Das geziemt sich für einen Priester nicht!« Ich habe das gar nicht verstanden. Was sollte an meiner Tätigkeit falsch sein? Ich habe Urlaub genommen, um auf der Wiesen zu arbeiten. Meinen Lohn und das Trinkgeld habe ich immer gespendet, beispielsweise für ein Aids-Projekt an der Elfenbeinküste oder um syrischen Flüchtlingen im Libanon zu helfen.

Priester werden teilweise auch heute noch als »Hochwürden« wahrgenommen, eine Art Übermensch. Ich möchte mit den Leuten auf Augenhöhe sein – das kann man auf der Wiesen sehr gut üben. Trotz der harten Arbeit hat es mir sehr große Freude gemacht, mich auf der Wiesen zu engagieren. Immer wieder haben sich kurze, aber gute Gespräche mit den Gästen oder Kollegen ergeben. Und mein Einsatz hatte noch einen Nebeneffekt: Plötzlich kannten mich die Menschen in der ganzen Stadt. In einem Fernsehinterview hat einer der Gäste gesagt: »So muss ein Pfarrer sein – raus zu den Leut', nicht sich in der Kirche verstecken.«

Als ich aufgehört habe, gab es Applaus von zweihundertzwanzig Kollegen. Der Wirt des Schottenhamel-Zeltes hat sich bei mir bedankt. Danach ist ein Saxofonist auf die Bühne gekommen und hat das Lied »Heast das nit, wia die Zeit vergeht« von Hubert von Goisern gespielt – da hatte ich Gänsehaut.

Es hat ja durchaus etwas Paradiesisches, mit anderen Menschen zu feiern. Und im Festzelt werden auch zahlreiche Ehen gestiftet.

Für die einen bin ich immer noch die lustige Wiesn-Bedienung, der Typ, der vermeintlich nicht über den Biertisch rausschaut, und für die anderen der unkonventionelle Pfarrer, der vor allem eines möchte: auffallen. Viele lesen irgendwas im Internet: vom »Pfarrer Klartext«, »... dem, der Tiere und Autos segnet« oder dem Rebellen – und schon stecken sie dich in eine Schublade. So wie manche Schauspielerinnen und Schauspieler, die immer wieder ähnliche Rollen spielen und irgendwann bloß noch »die schräge Kommissarin« oder »der kleine Komödiant« sind, obwohl sie durchaus ernste Rollen spielen könnten. Auch ich habe, wenn man mich näher kennt, durchaus viele Facetten und Begabungen, die mich ausmachen. Als einen Rebellen würde ich mich selbst jedenfalls nie bezeichnen. Das Wort ist mir unangenehm, allein, weil da der lateinische Begriff *bellum*, d.h. *Krieg* drinsteckt. Ich bin überzeugter Pazifist. Dass Menschen aufeinander losgehen, um sich umzubringen, werde ich nie verstehen. Ich finde das total widersinnig und kann mir im Fernsehen auch keine Kriegsfilme anschauen.

Weil du aus bestimmten Schubladen irgendwann kaum noch rauskommst, war mir mein letztes Buchprojekt, bei dem ich Auslegungen zu Bibeltexten veröffentlicht habe, besonders wichtig. Denn ich betreibe durchaus ernste Theologie und bin nicht nur so eine Art »Herrgottsquatscher vom Dienst«, wie mir manche zuweilen unterstellen. Das mit der »Schießler Bibel« war nicht meine Idee, der Verlag brauchte einen verkaufstarken Titel und machte den Vorschlag. Und falsch ist der Titel ja nicht, denn dieses Buch besteht zur Hälfte aus Bibeltexten, nämlich solchen, die wir sonntags im Gottesdienst hören. Nach jedem Text folgt meine Erklärung – exakt das, was ich die ganze Woche lang in der Vorbereitung auf den Sonntag erarbeite. Und ich freue mich daran, wenn Menschen mir schreiben,

dass ihnen dieses Buch an manchen Stellen die Augen geöffnet hat. Auch aus einem Kloster bekam ich Post, dort lesen sie beim Mittagessen aus dem Buch vor. Aber ich bin beileibe kein Heiliger ;-) Was ich denke, sage und tue, passt manchmal nicht zusammen. Ich mache Fehler wie jeder Mensch. Und das eine oder andere bereue ich später. Man probiert sich ja auch immer wieder neu aus und merkt manchmal erst nach einer Weile, was nicht stimmig, irgendwie ungeschickt oder total unpassend ist. Wenn andere Menschen über mich behaupten, dass sich das eine oder andere, was ich tue, so nicht für einen katholischen Priester gehört, muss ich das stehen lassen. Wir haben eben unterschiedliche Auffassungen.

Ich hatte nie das Gefühl, dass ich bloß ein Angestellter des Ordinariats bin. Auch wenn es für manche befremdlich klingen mag, bin ich davon erfüllt, meine Berufung zu leben. Meine Aufgaben als Priester sehe ich als Dienst an den Menschen. Dafür setze ich mich mit all meinen Fähigkeiten ein.

Meine Gegner werfen mir Arroganz vor und dass ich mich wichtigmachen will. Aber das ist nicht der Fall! Ich versuche vor allem, die Menschen mit der guten Botschaft des Evangeliums in Berührung zu bringen und dafür zeitgemäße Formen zu finden. Aufmerksamkeit ist wichtig, damit man überhaupt gehört wird. Und es ist schön, wenn die beste Botschaft aller Zeiten eine möglichst große Reichweite bekommt. Zugegebenermaßen macht es mir auch richtig viel Spaß, auf großen Bühnen zu sprechen. Manches hätte ich mich früher so noch nicht getraut. Du wächst ja mit deinen Aufgaben. Alles andere wäre ja auch schrecklich. Aber grundsätzlich war meine Denke nie anders als heute. Mit meiner Meinung halte ich ungern hinter dem Berg. Und ich bin seit Kindesbeinen in der katholischen Kirche zu Hause.

Als Kind war ich froh, wenn die Messe gelesen und der Gottesdienst aus war, weil ich manches total langweilig fand. Trotzdem bin ich dageblieben und später selbst Priester geworden, weil ich gemerkt habe: Das ergibt Sinn. Und seitdem bin ich mit Leidenschaft in der Kirche engagiert. Natürlich habe ich mich im Laufe der Jahre verändert. Früher war ich in meinem Handeln sicher noch etwas konservativer. Viele Traditionen führe ich gerne fort, solange es die Menschen anspricht. Konservativ zu sein bedeutet, das Gute zu bewahren, damit es nicht verloren geht. Es eint Stephan Alof und mich, dass wir versuchen, kirchliche Tradition und moderne Lebenspraxis auf eine interessante Weise miteinander zu verbinden.

Im vergangenen Jahr zeichnete sich irgendwann ab, dass wir wegen der Corona-Pandemie die Fronleichnamsprozession nicht wie gewohnt durchführen können. Logisch: Es galt Abstände einzuhalten, alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer mussten eine »Mund-Nase-Bedeckung« tragen und eine Blaskapelle gab es natürlich auch nicht, wie sonst üblich.

Bewusst haben wir dann einen Schweigemarsch gemacht und dabei statt der traditionellen Kirchenfahnen Schilder getragen. Damit haben wir an die vielen Corona-Toten erinnert, an einigen Stationen im Viertel haltgemacht und gebetet. Wir haben uns in der Tradition eingefunden und sind trotzdem einen neuen Weg gegangen. Anschließend haben viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer gesagt, wie wichtig sie das fanden.

Gemeindepastoral heißt für mich, heute das zu tun, was in meiner Macht steht, um zu bewirken, dass Menschen das Angebot der Kirche für sich ansprechend finden. Die Gegebenheiten und den Zeitgeist zu berücksichtigen, Möglichkeiten und Chancen, die sich bieten, zu nutzen.

Wenn mich Menschen fragen: »»Na ja, glauben musst du natürlich schon selbst, das nimmt dir jetzt keiner ab. Aber die Kirche braucht dich! Und du brauchst die Kirche, weil wir hier miteinander feiern, miteinander trauern, miteinander das Leben in all seinen Facetten teilen.«

\*

Jahrelang war ich ein großer Fan von Ueli Steck, dem Solokletterer, der in einer unglaublichen Geschwindigkeit die schwierigsten Routen gemeistert hat. Ueli Steck ist Wände hochgestiegen wie kaum ein Zweiter. Auch Felswände mit der Griffigkeit einer groben Raufasertapete. 2015 bestieg er innerhalb von zweiundsechzig Tagen alle zweiundachtzig Viertausender der Alpen. Zwischen den Bergen war Ueli Steck entweder zu Fuß, mit dem Fahrrad oder dem Gleitschirm unterwegs. Insgesamt bewältigte er auf dieser Tour 117 450 Höhenmeter und 1770 Kilometer Wegstrecke. Wahnsinn! Was für eine Energie der Mann hatte. Und was für ein Durchhaltevermögen.

Leider ist Ueli Steck 2017 bei einer Tour in Nepal abgestürzt. In einem Interview wurde der Extrembergsteiger einmal gefragt: »Wo schaut man denn am besten hin, wenn man mit einer Fingerkuppe in fünftausend Meter Höhe in der Wand hängt? Blickt man nach unten, wo man herkommt? Betrachtet man die Strecke, die schon geschafft ist? Oder schaut man nach oben, wie es weitergeht?«

Ueli Steck hat in etwa so geantwortet: »Ich schaue geradeaus in die Wand, das ist meine Lebensversicherung. Denn ich muss die Wand begreifen, das, was ist, bewusst mit allen Sinnen wahrnehmen und dann die beste Route herauslesen. Nur so kann ich weiter aufsteigen.« Das hat mich wahnsinnig beeindruckt.

Nichts anderes will auch ich tun. Das, was gerade in diesem Moment vor mir liegt, mit allen Sinnen wahrnehmen. Und dann andere begeistern, sich mit der Gemeinde Jesu auf den Weg zu machen.

Im *Jetzt* sein. Darauf kommt es an. Stephan Maria Alof und ich haben eigentlich nie, wenn wir uns zusammen hingesezt haben, um zu besprechen, was gerade dran sein könnte, überlegt: Wohin führt das vielleicht auf lange Sicht? Wo mag das in zehn Jahren vielleicht enden? Es macht uns schlicht Spaß, das aktuelle Geschehen zu gestalten, alles andere ergibt sich dann von selbst.

Stephan Alof und ich sind auch alles andere als Verwaltungshengste. Der »Sitzungskatholizismus« ist an uns beiden spurlos vorübergegangen. Das können wir nicht, ebenso wenig wie Protokoll schreiben. Aber das, was wir machen, ist natürlich trotz aller Spontaneität bei der Durchführung im Vorfeld durchdacht und vorbereitet.

Immer haben wir beide nur die gerade aktuelle Aktion geplant, vielleicht noch die kommende Woche, den nächsten Monat, bestenfalls ein halbes Jahr im Voraus. Und wir haben – im Nachhinein muss ich sagen, leider – anschließend auch fast nichts von unseren Projekten im Bild festgehalten. Nur in den seltensten Fällen haben wir etwas archiviert, keine Erfolgsstories gesammelt. Nie hatten wir Interesse daran, dass das, was wir zusammen auf die Beine stellen, irgendwann einmal im Rückblick präsentiert wird. Manche stellen ja wunderbare Dokumentationen zusammen, mit denen sie dann über ihre Arbeit berichten können. Das liegt uns fern.

Viel wichtiger war uns immer, dass es schön wird, was wir machen. Und ja, meistens haben sich viele Menschen tatsächlich daran gefreut. Und das war gut.

Unser Credo: Einfach machen, dann entstehen die tollsten Dinge!

## NEUES AUSPROBIEREN

*Stephan Maria Alof* // Wenn du Spaghetti zubereitest, kannst du allein durch die unterschiedliche Kochzeit der Nudeln einiges bewirken. Jede und jeder mag die Teigwaren auf die eine oder andere Art am liebsten: bissfest, al dente oder weich. Hartweizengrieß-Pasta oder Eiernudeln? Und dann die Soßen: Tomatensoße klassisch, bolognese, all'Arrabbiata mit Peperoni, mit Hackfleisch, Schinken, Speck, Lachs, Thunfisch, Krabben, Spinat, Erbsen und Möhren, frisch geriebenem Parmesan. Oder eine Käse-Sahne-Soße. Vielleicht auch vegan oder vegetarisch?

Ich koche wahnsinnig gerne, auch Spaghetti. Viele Rezepte habe ich schon ausprobiert, aber sicherlich noch nicht alle. Immer wieder finden sich neue Kombinationen, die superinteressant klingen und sich mehr oder weniger einfach zubereiten lassen. Eine bekannte Internetplattform für Kochrezepte nennt fünfhundertsiebenundvierzig Spaghettisoßen-Rezepte.

Es gibt Rezepte, die sind einfach der Hammer! Vor einer Weile habe ich ein Rezept von Ottolenghi ausprobiert: Tomatensalat mit Kardamom. Aus den Kardamomkapseln werden die Samen ausgelöst und im Mörser fein zerstoßen. Dazu kommen Ziegenfrischkäse, etwas Joghurt, der Saft einer Limette, je eine fein geschnittene kleine Chilischote, eine Knoblauchzehe und eine Zwiebel. Frische Minze und etwas Salz runden das Ganze ab. Das Gericht ist die reinste Geschmacksexplosion. Wenn du den ersten Bissen probierst, denkst du, dich haut's um. So etwas Überraschendes hatte ich lange nicht auf dem Tisch.

Anderes koche ich seit Jahren gerne immer wieder, weil es meinen Freunden und mir schmeckt.

Das meiste gelingt, wenn ich am Herd stehe, da hilft die Erfahrung. Manchmal gibt es trotzdem am Ende eine kleine Enttäuschung, weil ich schlicht nicht wusste, dass das Pärchen, das Alexander und ich das erste Mal zum Essen eingeladen haben, sich inzwischen ausschließlich vegan ernährt oder vier Peperonisnoten in der Spaghettisoße letztlich doch zu viel waren und die Soße nach längerem Köcheln teuflisch scharf geraten ist.

Den Veganern zaubere ich vielleicht schnell einen Tomatensalat zu den Nudeln und die scharfe Soße kann ich verdünnen. So findet sich für vieles eine Lösung.

Wenn man sich in der Kirchengemeinde engagiert, ist es nicht anders. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, etwas Interessantes zu kreieren, was vielen Menschen schmeckt. Einige altbekannte Rezepte muss man abwandeln, damit sie mehr Pfiff bekommen. Anderes lässt man besser ganz sein. Ich denke an manche fettigen Speisen vergangener Zeiten, die ich heute nicht mehr anrühren würde.

Viele lieben Büfets, an denen sie selbst wählen können, was ihnen schmeckt. Einheitskost ist nicht angesagt. Aber eines ist sicher: Liebe geht durch den Magen. Deshalb gibt es in St. Maximilian immer wieder Veranstaltungen, bei denen wir reichlich auftischen. Das kleine Gedeck sind Butterbrezen, die nach dem Gottesdienst im Innenhof gereicht werden, wenn wir noch zusammenstehen und ins Gespräch kommen. Bei anderen Gelegenheiten haben wir schon einen Foodtruck vor der Kirche aufgefahren. Da gab es dann Fleischpflanzerl (die bayerische Version von Fleischklopsen bzw. Frikadellen), Bratwurst, mexikanische Burritos mit Hackfleisch, Paprika und Mais, Pommes, Salat und natürlich auch vegane Bratlinge. Einige Hundert Menschen sind zum Essen geblieben und waren ganz begeistert.



Wir sehnen uns alle nach Abwechslung, auch in der Kirche. Das lässt sich machen!

Eine sinnliche Kirche, die mit vollen Händen Liebe austeilt – und die dazu auch etwas Ordentliches auf den Tisch bringt, damit Leib und Seele erfreut werden –, sie macht den Unterschied. Denn auf diese Weise wird es schmackhaft, duftet es derart köstlich, dass viele Menschen die Einladung annehmen. Der katholische Glauben beinhaltet viele sinnliche Elemente zum Schauen, zum Hören, zum Riechen, zum Schmecken und zum Fühlen – das alles gilt es freudig auszukosten. Seht, hört, fühlt und kommt zu Tisch! Und das nicht nur bei der Eucharistiefeyer. Und habt Spaß, freut euch an der fetzigen Musik, die gespielt wird, an der schönen Dekoration und besonderen Auftritten.

Eine gastfreundliche Kirche, die ihre Türen weit aufmacht, hat Zukunft.

Zum Patrozinium, dem Gedenktag unseres Kirchenheiligen Maximilian, der am 12. Oktober gefeiert wird, stehen auch gerne mal »Goaßlschnalzer« auf den Kirchenbänken. »Goaßl« ist die Bezeichnung für die Fuhrmannspeitsche, deren lederne Enden mit lautem Knallen durch die Luft gewirbelt werden. Das Schnalzen ist eine Mordsgaudi. Im Anschluss an den Gottesdienst wird Bier ausgeschenkt, gemeinsam gegessen und getrunken. An Guadn!

\*

Vor einiger Zeit kamen das erste Mal alle Faschingsgilden aus der Stadt und dem Umland von München zu einem Gottesdienst in St. Maximilian zusammen. Es war ein toller Tag, der bei vielen sicherlich noch lange nachhallt. Allein der Einmarsch der Gilden in die Kirche, im wahrsten Sinne des Wortes mit

Pauken und Trompeten, ist beeindruckend. Ein riesiger Zug fröhlicher Menschen, die sich total freuen, dabei zu sein. Leute, die gerne feiern. Ihre prächtigen Kostüme in leuchtenden Farben sind eine Augenweide. In der Kirche werden Faschingslieder gesungen und geschunkelt: »Mer losse d'r Dom en in Kölle.«

Warum nicht?

Wer zu welcher Konfession gehört, spielt bei solchen Ereignissen keine Rolle. Alle sind willkommen und mit Begeisterung dabei. Ganz nebenbei wächst durch solche Aktionen ein Netzwerk von Menschen, die du über das Jahr für die unterschiedlichsten Anlässe und Aufgaben ansprechen kannst. Zum Beispiel die drei Posaunisten und der Trommler, die im November beim Martinsumzug mitmachen, oder die Fotografin, die sich immer mal wieder bei unseren Aktionen sehen lässt und tolle Aufnahmen macht, seit sie an Fasching gemerkt hat, was für eine besondere Truppe in Sankt Max alle Register zieht. Alle fünf freuen sich darauf, mit von der Partie zu sein. In einer Gemeinschaft mit anderen gelingt manches, was wir allein nicht bewältigen könnten. Das zu erfahren ist pures Glück.

\*

Vor einigen Jahren haben wir uns am Erntedankfest an der »Unbezahlbar-Aktion« beteiligt. In der Kirche und auch davor waren in langen Reihen jede Menge Tische aufgebaut, darauf hatten wir Pappteller und Stifte ausgebreitet. Die Gottesdienstteilnehmer waren dazu eingeladen, ihre Antworten auf die Frage »Was in deinem Leben ist wertvoll und mit Geld nicht zu bezahlen?« aufzuschreiben. Es haben so viele mitgemacht, dass die dafür vorgesehenen Pappteller nicht gereicht haben. Deshalb haben auch einige ihre Antworten auf die Papiertischdecken geschrieben.

Danach bin ich, wie viele andere auch, an den Tischen entlanggegangen und habe festgestellt, dass es oft sehr ähnliche Antworten waren. Ein Spiegel dessen, was im Leben wirklich zählt: Glaube, Hoffnung, Liebe, Partnerschaft, gute Freundinnen und Freunde, Sonnenschein, Singen, Spaß, Dankbarkeit. Entstanden ist die Aktion, die in vielen Städten auf der Welt Menschen zusammenbrachte, anlässlich der Bankenkrise. In Bethlehem stand eine Tafel vor der Geburtskirche, andere in Madrid, Dublin oder Nürnberg.

Als kleine Erinnerung bewahre ich eine Postkartenserie auf, die es damals zur Aktion gab. Denn es ist gut, sich immer wieder mal zu fragen: Was ist in deinem Leben wertvoll?

\*

Am Erntedank-Sonntag haben wir einmal kleine Brote verteilt, die man mit nach Hause nehmen durfte. Duftendes, frisches Brot ist ein wunderbares Sinnbild; Jesus sagt von sich: »Ich bin das Brot des Lebens.« Bei anderen Gelegenheiten stellen wir eine lange, schön gedeckte Tafel in der Mitte der Kirche auf, an der wir nach dem Gottesdienst gemeinsam essen. Im *Joseph*, so heißt mein eigenes Restaurant, koche ich mit Helfern dreihundert Portionen Gulasch und natürlich auch eine vegetarische Suppe für alle, die kein Fleisch essen. Weintrauben und Brot stehen auf den Tischen; auch in den beiden Seitengängen sind Bierbankgarnituren aufgebaut. Die ganze Arbeit ist vergessen, wenn ich sehe, wie viel Freude die Menschen haben, beieinander zu sein und gemeinsam zu essen und zu lachen.

Letztes Jahr bekam an Allerheiligen jeder Gottesdienstbesucher ein kleines Gläschen selbst gekochter Marmelade mit auf den Weg. Und immer wieder gibt es in Sankt Max auch einen Frühschoppen mit Bier und Brezen.

»Da habt ihr euch wieder einmal etwas Schönes einfallen lassen«, sagt ein Mann Mitte vierzig und klopft mir dabei anerkennend mit der Hand auf den Oberarm. »Ich hatte heute richtig viel Spaß, dabei zu sein. Nicht einmal habe ich auf die Uhr geschaut, die Zeit verging wie im Flug.« Lächelnd verabschiedet er sich mit dem Versprechen, nächste Woche wiederzukommen, und läuft dann in Richtung Straßenbahnhaltestelle. So sollte Kirche sein: überraschend, beglückend, herausfordernd.

Unter dem Dach von Sankt Max findet das Leben in all seinen Facetten statt: Taufe, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit, Jubiläen, Fasching und Erntedank. Aber auch Trauerfeiern für Verstorbene. Es hilft den Menschen, sich über das, was sie gerade bewegt, auszutauschen, Freude und Leid zu teilen.

\*

Ich finde es wichtig, dass in einer Kirchengemeinde eine bunte Mischung von Menschen zusammenkommt, dass Vielfalt geliebt wird und wir als christliche Gemeinschaft auch ein Stück weit das Spiegelbild der Gesellschaft sind, damit möglichst viele andocken können und sich wohlfühlen: Handwerkerinnen und Handwerker, kaufmännische Angestellte, Pflegerinnen und Verkäufer; die Punkerin und der Banker. Nüchterne Typen und Künstlergestalten, Kreative und redengewandte Menschen, Praktikerinnen und Zupacker und auch die stillen, netten Genießer. Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene, Familien, Alleinlebende, Seniorinnen und Senioren.

Um sich heimisch zu fühlen, braucht es einen schönen Ort, an dem sich Gleichgesinnte treffen. Nette Leute, die Offenheit ausstrahlen und auf eine gute Weise miteinander umgehen. Dann stellt sich hoffentlich irgendwann eine Vertrautheit ein, die dazu führt, dass die Menschen wiederkommen und bleiben.

Vertrautheit hilft, auch schwierige Situationen zu meistern. Konflikte, die unweigerlich entstehen, wenn eine größere Anzahl von Menschen an einem Ort zusammenkommt und unterschiedliche Meinungen zu bestimmten Sachfragen aufeinanderprallen. Einzelne fühlen sich vielleicht zurückgewiesen, weil die Altvorderen die besten Plätze für sich einfordern. Manche brauchen die große Bühne, um sich wohlfühlen. Andere wollen in Ruhe gelassen werden, weil sie stille Genießer sind.

Es braucht klare Regeln für das Miteinander – aber auch ein weites Herz. Beides haben wir, so gut es geht, hoffentlich im Blick.

\*

Neben dem Pfarrgemeinderat gibt es bei uns die *St.-Max-Werkstatt*. Hier kommen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zusammen, die bereit sind, sich bei einzelnen Projekten in der Gemeinde einzubringen. In diesem Kreis organisieren wir Feste, Gemeindefahrten oder besondere Aktionen. Das funktioniert gut.

Es ist schwieriger geworden, Menschen dafür zu gewinnen, für vier Jahre ein Amt im Pfarrgemeinderat zu übernehmen. Aber projektbezogen machen die Leute gerne mit. Das war der Grund, dass wir die *St.-Max-Werkstatt* ins Leben gerufen haben.

Zum Glück engagieren sich in beiden Gremien auch viele jüngere Leute. Mütter und Väter, die die Bedürfnisse von Familien mit kleinen Kindern im Blick haben, denn die braucht es, damit es weitergeht.

Als Kirchenpfleger, so heißt das Amt des Gemeindevorstehers in Bayern, kümmere ich mich ehrenamtlich um viele alltägliche Belange in der Pfarrei. Das Aufgabenspektrum reicht von der Vorbereitung von Veranstaltungen über die Anschaf-

fung von Material und Möbeln, die Finanzplanung und die Kassenverwaltung bis zum Renovieren von Räumen. Ich hole Angebote von Lieferanten und Handwerkern ein und erteile nach Abstimmung mit dem Pfarrer oder dem Vorstand der Pfarrei entsprechende Aufträge. Für die Menschen, mit denen ich daran arbeiten kann, dass Kirche ein Stück Zuhause für möglichst viele ist, bin ich dankbar.

Natürlich kommt es auch bei uns im Pfarrgemeinderat zuweilen zu Diskussionen, wenn es darum geht, wieder etwas Neues auszuprobieren. Die einen finden den Aufwand zu hoch, andere befürchten vielleicht, dass wir uns finanziell übernehmen. Oder dass wir mit einem allzu großzügigen Vorgehen weitere Begehrlichkeiten wecken und überzogenen Wünschen Tür und Tor öffnen. Aber es gab in den letzten Jahren eigentlich immer eine große Offenheit, etwas zu wagen. So ist unglaublich viel in Bewegung gekommen!

Es ist einfach schön zu sehen, dass es gelingen kann, mitten in einer Großstadt wie München sonntags Hunderte von Menschen dafür zu begeistern, einen katholischen Gottesdienst zu besuchen. Zum Kindergottesdienst an Heiligabend kommen sogar weit über tausend Menschen zu uns in die Kirche. Bei einer Umfrage vor einigen Jahren haben wir festgestellt, dass einige unserer Gäste sogar aus Eichstätt oder aus Regensburg anreisen.

Das Durchschnittsalter unserer Gottesdienstbesucherinnen und -besucher ist mit vierzig Jahren im Vergleich zu vielen anderen Kirchengemeinden ziemlich niedrig, auch das hat die damalige Umfrage gezeigt.

\*

Nicht jedem muss in der Kirche alles schmecken. Aber jeder soll wissen, dass es Auswahl für ihn gibt und wir es grundsätzlich gut mit ihm meinen. Dem einen oder der anderen stößt natürlich auch dies und das schon mal übel auf – weil es anders ist, als »bei Kirchens« normalerweise üblich. Aber was ist schon normal? Dass in einer katholischen Kirche ein Paar gesegnet wird – obwohl beide das gleiche Geschlecht haben? Oder dass jemand bei der Eucharistiefeier ganz selbstverständlich eine Oblate gereicht bekommt, auch wenn viele der Umstehenden wissen, dass er evangelisch ist und deshalb eigentlich nicht teilnehmen dürfte? Dass wir auch die »Wiederverheirateten« in solchen Situationen natürlich nicht zurückweisen?

Für mich ist das alles völlig normal, ganz natürlich. Wie sollte es anders sein? Dass wir all diese Menschen zurückweisen, weil ihr Leben in irgendeiner Weise nicht den kirchenrechtlichen Vorgaben entspricht?

»Liebe gewinnt« heißt eine Aktion, für die sich viele katholische Menschen in Deutschland engagieren, weil sie der Überzeugung sind, dass wir niemand den Segen Gottes verweigern dürfen. Da bin ich gerne dabei. »Liebe gewinnt«, davon bin ich überzeugt. In Sankt Max leben wir schon lange ohne Berührungängste. Alle sind gleichermaßen willkommen. Das spüren die Menschen und freuen sich darüber.

Wir müssen zusehen, dass wir uns von irgendwelchen Bildern, die wir im Kopf haben, frei machen: von überlieferten Vorstellungen, was sich in der Kirche gehört und was es alles zu beachten gibt, damit das Gesamtbild schön einheitlich bleibt.

Die Oben-unten-Denke hat aus meiner Sicht ausgedient, wenn wir über Glaubensfragen sprechen. Sich als etwas Besseres oder schlauer als andere zu fühlen, bloß weil man sich Christ, Kirchenpfleger oder Weihbischof nennt – das ist aus meiner Sicht überhaupt nicht angesagt.

Manche Kirchenoberen scheinen immer noch anzunehmen, dass christlicher Glaube vor allem klare Regeln und Vorgaben braucht, damit die Menschen froh werden. Man hält an einem Hierarchieverständnis fest, das aus dem Mittelalter stammt, und denkt, dass dies die Menschen von heute einfach so akzeptieren. Dass es als gegeben hingenommen wird, dass die Kirche meint, bis in den privatesten Bereich mitreden zu dürfen – wenn es darum geht, wie eine gute katholische Lebensführung auszusehen hat. Aber das ist ein Irrtum. Denn die Menschen sehnen sich nach Freiheit und Weite. Und geregelt ist im Leben schon genug.

Und die Bibel berichtet auch nicht nur von Wüsten- und Fastenzeiten, sondern auch von großen Festmählern, Weinvorräten, die durch reichlich Zuspruch zur Neige gehen, und göttlichen Speisen. Manna, das vom Himmel regnet.

Ich träume von einer Kirche, die nicht versucht, vor allem durch Prunk, Rhetorik und Macht zu beeindrucken, sondern durch Fantasie. Eine Gemeinschaft, die Ausstrahlung hat und von sich reden macht, weil sie den Menschen mit Liebe begegnet. In Gottes großem Garten geht es bunt zu, davon bin ich überzeugt. Und in seinem Reich voller Wunder gibt es viel zu entdecken!

Wir brauchen als Kirche keine Symbole der Macht. Das goldene Brustkreuz, die prachtvolle Bischofsmitra, sie sind vielleicht schön – aber sie sind auch ein Hemmnis, weil sie die Hierarchie betonen und Distanz schaffen, statt Nähe zu zeigen. Dass wir als Christen wirklich eins sind. Wir müssen nichts darstellen und nichts beweisen. Man muss auch kein »Schriftgelehrter« sein, um die Bibel, das Wort Gottes zu verstehen und zu verkünden!

»Selig sind, die da geistlich arm sind«, sagt Jesus in der Bergpredigt – und nicht: Um am Reich Gottes mitzuwirken, brauchst



du einen breiten Bildungshorizont, Fachwissen und Attribute der Macht. Es geht um eine gute Ausstrahlung und um Erfahrbarkeit.

Die Leute müssen spüren, was uns als Christen in unserem Leben und im Sterben trägt. Dass wir den Schwachen beistehen, Trauernde trösten und gerne teilen, was wir zu bieten haben. Dann braucht es keine wortreichen Erklärungen, was den christlichen Glauben auszeichnet, keine Ansprachen und Traktate – weil es jeder auch so mitbekommt.

Meine Devise lautet: Lebe so, dass dich die Menschen fragen, woran du glaubst.

## EINANDER VERBUNDEN

*Stephan Maria Alof // Fürbitten*

*Lieber Gott, seit der Taufe sind wir mit dir und der Kirche verbunden. Die Taufe ist und bleibt auch eine Weihe zum Priestertum jedes Einzelnen. Jesus hat uns alle eingeladen, ihm zu folgen. Ohne jeden Unterschied. Wir alle, Frauen, Männer und Kinder, sind damit ebenbürtige Teilhaberinnen und Teilhaber unserer Kirche.*

*Aber die Realität sieht leider anders aus. Allzu oft lässt uns die Kirche spüren, dass es innerhalb der Gemeinschaft ein Oben und Unten gibt. Die einen schauen auf die anderen herab und bestimmen, was gedacht und gesagt werden darf. Im machtvollen Agieren geht das Miteinander verloren.*

*Guter Gott, schenke uns wieder eine Kirche auf Augenhöhe, eine Gemeinschaft, in der jede und jeder willkommen ist und seine Meinung äußern darf und muss. Schenke uns eine geschwisterliche Kirche als ein Ort, an dem wir dich finden und gemeinsam unseren Glauben leben und feiern können.*

*Gott unser Vater, wir bitten dich, erhöre uns.*

*Das Vertrauen in die Institution der katholischen Kirche ist weiter zurückgegangen und liegt laut einer aktuellen Forsa-Umfrage gerade noch bei 14 Prozent. Der evangelischen Kirche vertrauen 36 Prozent.*

*Lieber Gott, die Kirche rettet sich seit Jahren von einer Krise zur nächsten. Kardinäle und Bischöfe sind sich schon lange nicht mehr einig, wie es weitergehen soll. Wir streiten um den rechten Weg. Die einen meinen, dass wir das Rad der Geschichte zurückdrehen sollten. Andere fordern Reformen. Aber der von vielen erhoffte Aufbruch der Kirche bleibt bisher aus.*

*Guter Gott, gib uns die Kraft, trotz mancher Enttäuschungen weiterzumachen, den Mut nicht sinken zu lassen. Lass uns nicht in unserem Bemühen nachlassen, der Kirche ein menschenfreundlicheres Gesicht zu geben. Gibt uns den Mut, für das Gute aufzustehen, uns zu Wort zu melden, wenn es darum geht, Kirche neu zu denken – sie wieder mit Leben und vor allem mit Liebe zu füllen. Gott unser Vater, wir bitten dich, erhöre uns.*

*Der Jesuit Ansgar Wucherpfennig erzählt in seinem Buch, dass die frühen Christen die Eucharistie nicht nur mit Brot und Wein gefeiert haben, sondern auch mit vielen anderen Lebensmitteln, mit Käse, Milch, Honig und Oliven. Dass es oft ein richtiges Festmahl war, bei dem alle satt werden sollten. Ein Fest der Gemeinschaft. Eigentlich müssten deshalb evangelische und katholische Christen schon seit vorgestern gemeinsam Abendmahl feiern.*

*Lieber Gott, selbst bei unserem schönsten Geheimnis des Glaubens, der Eucharistie, sind wir immer noch zerstritten und können – nein, wir dürfen nach der katholischen Glaubenslehre kein gemeinsames Mahl mit unseren Glaubensgeschwistern feiern.*

*Hilf uns, endlich Wege zu finden, damit wir bald an einem Tisch sitzen und gemeinsam das Brot brechen. Dass wir die Eucharistiefeier wieder zu dem machen, was sie schon immer sein sollte: ein Mahl der Liebe.*

*Gott unser Vater, wir bitten dich, erhöre uns.*

*Mit dem heutigen Tag der Taufe des Herrn beenden wir die Weihnachtszeit. Gemeinsam haben wir in den vergangenen Wochen das Fest der Geburt Jesu ausgiebig gefeiert – mit wunderschönen Gottesdiensten, herrlicher Musik, guten Predigten – einfach mit allem, was dazugehört.*

*Lieber Gott, hilf und stärke uns auch weiterhin bei all unseren Bemühungen, Feste in der Kirche wirklich so zu feiern, dass sie uns dir immer näher bringen. Gemeinschaftserlebnisse, die uns aus unserem Alltag herausholen. Feste, die einladen zu schauen, zu staunen, zu hören, zu singen, zu lachen – vor Freude zu weinen.*

*Danke, guter Gott, dass wir auch in diesem Jahr wieder Gemeinschaft und Heimat erleben und erfahren durften.*

*Beschütze und begleite uns bei all dem, was vor uns liegt. Erfülle unser Herz mit Zuversicht, auch in schwierigen Zeiten. Mit dem Wissen, dass du an unserer Seite bist, werden wir das Leben meistern. Genau dafür sagen wir dir Danke – und wir loben und preisen dich bis hinein in deine Ewigkeit.*

*Amen.*

## ALLES HAT SEINE ZEIT

*Rainer M. Schießler // In der Bibel gibt es zwei Gleichnisse, in denen Jesus über die Nachfolge spricht. Eines davon lautet so: Als sie auf dem Weg weiterzogen, sagte ein Mann zu Jesus: Ich will dir nachfolgen, wohin du auch gehst. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst weggehen und meinen Vater begraben! Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes! Wieder ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich Abschied nehmen von denen, die in meinem Hause sind. Jesus erwiderte ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes. (Lukas 9,57-62)*

Sich kein dauerhaftes Nest zu schaffen und nicht zurückzuschauen, was war, das scheinen zwei wichtige Kriterien zu sein, um mit Jesus unterwegs zu sein.

In diesem Buch halten Stephan Maria Alof und ich durchaus an der einen oder anderen Stelle Rückschau. Aber es geht uns nicht darum, Erfolge festzuhalten, es ist uns vielmehr ein Anliegen, aufzuzeigen, was alles möglich ist. Anfangs saßen oft nur ein paar Dutzend Menschen im Sonntagsgottesdienst, dann wurden es von Jahr zu Jahr mehr. Die Menschen sind auf uns zugekommen, weil sie neugierig waren. Manche auch, weil sie in der

Presse, im Radio oder im Fernsehen einen Bericht gelesen, gehört oder gesehen haben.

Viele haben sich in der Gemeinde engagiert und Neues geschaffen. Die »Kinderkirche« entstand ohne mein Zutun als Pfarrer, Kinder waren es, die mich auf die Idee der Viecherlmesse gebracht haben. Dass wir eine so wunderbare Kirchenmusik haben, liegt daran, dass sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter seit Jahrzehnten kontinuierlich und hochprofessionell einbringen und dafür sorgen, dass immer wieder der Funke der Begeisterung überspringt. Wenn unser Chor auftritt, bin ich jedes Mal aufs Neue fasziniert, wie schön es klingt!

Der gegenseitige Respekt und die Wertschätzung sind ein Schlüssel für viele wunderbare Entwicklungen. Wir haben gemeinsam viel Spaß daran, etwas in Bewegung zu setzen. Menschen kommen zu uns ans Isarufer, um bewegende Gottesdienste zu feiern. Kinder und Erwachsene haben hoffentlich eine gute Zeit unter dem Dach der Kirche und auf den Straßen und Plätzen des Viertels, wenn wir dort als Gemeinde unterwegs sind.

Aber alle, die sich in St. Maximilian engagieren, wissen auch: Wir können nichts festhalten. Die Freude an einer bestimmten Aktion ist immer eine Momentaufnahme und das Morgen will gestaltet werden.

Manches, was vor einigen Jahren aus einer bestimmten Situation heraus entstanden ist, ist längst Geschichte – das mögen wir bedauern –, aber es ist, wie es ist. »Alles hat seine Zeit«, das sagt schon der Prediger, dessen Text, das Buch Kohelet, in der Bibel die Jahrtausende überdauert hat.

Aufbauen und Abreißen, Tanzen und Trauern, Lachen und Weinen hat seine Zeit. Dass einiges irgendwann endgültig vorbei ist, lässt sich nicht ändern. An anderem freuen wir uns bis heute. Und über manches können wir herzlich lachen.

Was bis jetzt alles in meinem Leben passiert ist, all das Schöne und Traurige, das nimmt mir niemand.

Ich habe immer gesagt: »Wenn ich hier in der Pfarrei eines Tages aufhöre, dann packe ich auch wirklich mein Zeug zusammen und gebe die Verantwortung in andere Hände.« Und das meine ich genau so, wie ich es sage. Es wird kein Nachspiel geben, keinen Abschied auf Raten. Mancher wird vielleicht auch froh sein, wenn ich das Feld räume. Ich habe, wenn ich irgendwann gehe, die Pfarrei so gut ich konnte mehr als drei Jahrzehnte lang verantwortungsvoll verwaltet und gestaltet, mein Bestes gegeben. Dann gebe ich zurück, was mir anvertraut wurde.

Dafür gibt es sogar einen eigenen Titel, der nicht eigens verliehen werden muss und den man auf so manchem Grabstein eines Pfarrers vor seinem Namen eingraviert lesen kann: »Frr«, steht für »Frei resigniert«. Resignieren ist in unserer Sprache oft nur negativ besetzt, hier nicht. *Re-signare* (lat.) bedeutet, ein Zeichen (*signum*), eine Auszeichnung zurückgeben – und als solche habe ich meine Pfarrei auch immer verstanden! Um den guten Umgang mit den uns anvertrauten Gütern geht es auch im biblischen Gleichnis von den drei Knechten und den Talenten, die ihnen je nach Fähigkeit übergeben werden. Die fleißigen Knechte haben am Ende alles verdoppelt, der faule, ängstliche Knecht hat sein Talent nur vergraben und ohne Mehrwert an seinen Herrn zurückgegeben. Dafür wird er bei der Rückkehr des Herrn heftig gescholten und bestraft. Vermehren, ausprobieren, mutig sich einsetzen und nichts vergraben oder verstecken – so will ich meinen Dienst in der Gemeinde verstehen!

Als ich nach neun Jahren die Pfarrei Heilig Geist verließ, habe ich am Ende der letzten Messe, die ich dort gehalten habe, nach dem Schlussgebet und dem Segen am Altar mein Priestergewand ausgezogen und in eine Tüte gepackt. Dann habe ich mir meine Jeansjacke angezogen und bin langsam zu den